

Apostel der Skeptiker: C. S. Lewis als Anwalt der Vernunft des Glaubens

Ich nehme an, Sie sind aus einem von zwei Gründen hier: Sie sind hier, weil Sie zum Freundeskreis Mooshausen gehören oder Sie sind hier, weil Sie Interesse an C. S. Lewis und seiner *Perelandra*-Trilogie haben. Aber vermutlich trifft sogar beides auf Sie zu. Denn auch im ersten Fall ist C. S. Lewis Ihnen vermutlich nicht ganz unbekannt: Ich habe ich mir sagen lassen, dass er bei Frau Gerl-Falkovitz gelegentlich schon mal Erwähnung findet.

Ich weiß nicht, wer von Ihnen die *Perelandra*-Trilogie ganz (oder zumindest teilweise) gelesen hat. Vielleicht kennen Sie aber auch Lewis' phantastische Kinderbücher, die *Narnia*-Geschichten oder seine fürs britische Radio verfasste Kurzdarstellung des christlichen Glaubens, die bei uns als „Christentum schlechthin“ (später als „Pardon, ich bin Christ“) erschien. Oder Sie kennen die Dienstanweisung an einen Unterteufel, in der mit viel Witz und Humor Fragen des christlichen Glaubens und Lebens behandelt werden.

Ganz neu muss ich Ihnen C. S. Lewis also wohl nicht vorstellen, und es wird auch nicht möglich sein, Ihnen in einer Stunde einen Überblick über das ganze Schaffen von Lewis zu geben. Bevor es morgen an die *Perelandra*-Trilogie geht, möchte ich Ihnen Lewis heute Abend erst einmal als Apologet, als Verteidiger des christlichen Glaubens vorstellen. Oder auch als *Apostel der Skeptiker*, wie Chad Walsh 1949 das erste Buch nicht von, sondern *über* C. S. Lewis genannt hat. Was meinte er damit: Was ist ein Skeptiker, und warum Lewis als Apostel der Skeptiker?

Ein „Skeptiker“ ist, so würde ich sagen, jemand, der wissen will, wie etwas ist, der sich dabei aber nicht so schnell zufrieden gibt mit den Erklärungen, die andere ihm geben. Ein Skeptiker will also die Wahrheit wissen, er möchte aber nicht nur *Beteuerungen* hören, sondern *überzeugt* werden. Wir leben heute nach meiner Wahrnehmung in einer Zeit und Gesellschaft, in der eine solche skeptische Haltung immer weniger anzutreffen ist.

Ich habe in den 90er Jahren neben dem Studium viel Jugendbildungsarbeit gemacht, und damals kamen die jungen Leute in unser Bildungshaus und hatten *Fragen* – jede Menge Fragen. Und sie wollten von uns Referenten auch *Antworten* hören: Was ist der Sinn des Lebens – gibt es ihn überhaupt? Gibt es Gott tatsächlich, und wenn ja, wie ist er dann: Doch nicht so, wie ihn diese naiven Geschichten erzählen, die man früher im Kommunionunterricht gehört hat? Wenn das Christentum recht hat mit seinem Glauben, haben die anderen Religionen dann unrecht? Und wie ist das mit dem Leid in der Welt: Wenn Gott allmächtig und gut sein soll, warum tut er dann nichts dagegen?

Heute, so scheint mir, werden solche Fragen *immer weniger* gestellt, selbst unter den Theologiestudierenden, mit denen ich in den vergangenen Jahren recht viel zu tun hatte. Bei ihnen erschreckt es mich oft, wie schnell sie in ihren Seminarbeiträgen und Hausarbeiten mit ihren fertigen Antworten ankommen, und das heißt meistens: mit Papst und Lehramt. Das erschreckt mich nicht deshalb, weil ich grundsätzlich Zweifel hätte an der katholischen Sicht der Dinge, sondern weil ich das Gefühl habe, dass sie die katholischen Antworten übernehmen, ohne jemals zuvor der Tiefe und

des Ernstes der Fragen gewahr geworden zu sein. Die Haltung scheint mir eher zu sein: Wozu komplizierte Fragen stellen? Wenn einem die Kirche sagt, wie etwas ist oder zu sein hat, dann reicht das doch. Die gleiche Haltung findet man natürlich auch bei Leuten, die mit Religion und Glaube nichts am Hut haben; dann freilich mit Berufung auf andere Autoritäten. Woher kommt das?

Ich vermute folgendes: Kann es sein, dass viele – vor allem junge – Leute sich nicht mehr trauen, solche Fragen offen zu stellen, weil die Unübersichtlichkeit und die Ungewissheit in unserer heutigen Welt einfach zu groß geworden sind? Weil man nicht mehr glaubt, dass man diese Antworten durch Lesen und Verstehen, durch Diskutieren und Argumentieren selber finden könnte (schon gar nicht die erhofften)? Wer findet sich denn heute noch zurecht unter all den Deutungsangeboten, ob nun real oder virtuell; in Zeiten von Instagram und Facebook, von Fakenews und „alternativen Fakten“?

Leichter ist es dann, auf schwierige Fragen zu verzichten oder sich mit einer Frage auch gleich die fertige Antwort zu holen – wem immer man die Autorität zuerkennt, sie zu geben: Richard Dawkins mit seiner Buskampagne „Es gibt (wahrscheinlich) keinen Gott“ für die Atheisten, oder Papst und Lehramt für nicht wenige meiner Theologiestudierenden. Antworten bekommen wir daher auch immer noch zu hören, ob nun christlich oder agnostisch oder atheistisch. Aber das sind nach meiner Wahrnehmung immer seltener Antworten, zu denen man sich über das Stellen, Aushalten und Diskutieren skeptischer Fragen hin durchgearbeitet hat.

Was haben diese Überlegungen nun mit C. S. Lewis zu tun? Nun, Lewis war ein Skeptiker, der sich mit einfachen, vorschnellen Antworten nicht zufrieden gab, und der den Fragen so lange nachging, bis er eine überzeugende, d.h. ihn auch intellektuell zufriedenstellende Antwort fand. Und diese Antwort war – zu seiner eigenen Überraschung! – die christliche. Darauf spielt Walsh mit seinem Buch über Lewis an; genau deshalb hat Lewis uns nach meiner Ansicht aber auch heute noch etwas zu sagen. Und das erste, was er uns sagen würde, ist: „Stellt eure Fragen! Das habe ich auch getan. Und gebt euch nicht zufrieden mit den Behauptungen, die jemand aufstellt, ob nun als Philosoph, Theologe oder Naturwissenschaftler, als Journalist oder Politiker, sondern geht den Dingen auf den Grund!“

Um das zu tun – und das ist das Nächste, was Lewis uns sagen würde – muss man aber auch bereit sein, *sich selbst* in Frage zu stellen. Denn es kann sein, dass man dann zu Ergebnissen kommt, die man so *nicht* erwartet hat, und die einem auch nicht willkommen sind, weil sie die eigenen Überzeugungen völlig über den Haufen werfen. Owen Barfield, ein Freund und langjähriger Diskussionspartner von Lewis meint, das sei eine von dessen besonderen Eigenschaften gewesen: Lewis war jederzeit bereit, einem Gedankengang bis in die letzte Konsequenz hinein zu folgen – egal, wie angenehm oder willkommen ihm das Ergebnis dann war. Und weil das so war, wurde sein intellektueller Weg zu einer spannenden Entdeckungsreise, die ihn schließlich – mit Anfang 30 – zur Anerkennung des christlichen Glaubens führte.

Ich habe vor einiger Zeit daran mitgearbeitet, einige Dokumente aus der Frühzeit von Lewis zur Veröffentlichung vorzubereiten – aus einer Zeit, in der dieser noch kein Christ war, sondern einen

Pantheismus nach dem Vorbild des Englischen Idealismus vertrat. Und in diesen Dokumenten ist auch etwas von dem Wandel zu erkennen, der Lewis schließlich zur Anerkennung des Christentums führte. Das ist spannend zu lesen, weil man dabei erkennt, wie viele von den Argumenten, die Lewis später für den christlichen Glauben vorträgt, Argumente sind, die ihn vorher selbst dazu gebracht haben, Atheismus und Pantheismus hinter sich zu lassen.

Diese fragende Haltung – diese Bereitschaft, sich selbst und seine eigenen Überzeugungen in Frage zu stellen, wenn es die Umstände erfordern – hat sich Lewis sein Leben lang bewahrt. 1961 veröffentlichte er nach dem Tod seiner Frau Joy ein Buch, in dem er seine Trauer beschreibt – ein bewegendes Dokument, in dem er alles in Frage stellt, was er zuvor selbst geglaubt hat (darunter auch die für den christlichen Glauben zentrale Güte Gottes). Er kommt zwar in diesem Buch nachher wieder beim Glauben an, aber erst, nachdem er die schwärzesten Zweifel an sich hat herankommen lassen. Und er bekennt, dass diese Zeit der Anfechtung *notwendig* war – um der Ehrlichkeit und Tiefe seines eigenen Glaubens willen.

Soviel als Vorbemerkung zum Charakter meiner Einführung. Ich kann Ihnen wie gesagt nicht den ganzen Lewis präsentieren, sondern werfe nur einen Blick auf jenen Teil seines Schaffens, der sich mit Apologetik beschäftigt. Das will ich in drei Schritten tun:

- 1) Als erstes möchte ich etwas genauer auf die Person und Biographie von C. S. Lewis eingehen, und zwar deshalb, weil der Weg, auf dem Lewis zum Glauben fand, seinen Denkansatz wie auch das Vorgehen in seinen Schriften entscheidend mit geprägt hat.
- 2) Dann möchte ich etwas sagen zu Lewis' Auseinandersetzung mit dem Denken einer an Naturwissenschaft und Technik orientierten Moderne. Hier geht es also vor allem um die Auseinandersetzung mit jenen Leuten, die dem Christentum skeptisch bzw. ablehnend gegenüber stehen.
- 3) Zum Abschluss möchte ich die Frage nach der Vernunft des Glaubens kurz weiter verfolgen in die Mitte von Lewis' Theologie hinein.

1) Zu Person und Biographie von C.S. Lewis

Lewis wurde 1898 in Belfast (Nordirland) geboren und starb 1963 in Oxford. Er erhielt seine Ausbildung auf verschiedenen englischen Internaten und bei einem Privatlehrer, bevor er 1917 nach Oxford ging, um dort Philosophie und Literatur zu studieren. Wegen des Ersten Weltkrieges konnte er das Studium aber nicht sofort aufnehmen: Er wurde einberufen, nach Frankreich geschickt und kam an seinen 19. Geburtstag an der Front an. Durch einen Granatsplitter verwundet, kehrte er recht bald nach Oxford zurück und nahm dort nach seiner Genesung das Studium auf. Nach dem Examen sah Lewis seine Zukunft zunächst in der Philosophie, 1925 wechselte er aber aufgrund des herrschenden Stellenmangels in die Literaturwissenschaft. Dort arbeitete er als Tutor, d.h. er betreute kleine Gruppen von Studierenden bei ihrer Ausbildung und hielt auch (sehr beliebte) Vorlesungen.

In den 1930er Jahren bildete sich in Oxford um C. S. Lewis und J. R. R. Tolkien ein Freundeskreis, die so genannte *Inklings-Runde*, die sich regelmäßig traf, um über Gott und die Welt zu diskutieren und den anderen aus den eigenen, in Entstehung begriffenen Werken vorzulesen. Bei diesen Inklings-Treffen kamen zum Beispiel auch Passagen aus dem *Herrn der Ringe* erstmals zu Gehör. Dabei traf man sich für gewöhnlich zwei Mal die Woche, einmal morgens im Pub Eagle and Child bei einem (oder auch mehreren) Pint Beer und einmal nachmittags in den Räumen von Lewis. Wir haben natürlich keine Audioprotokolle dieser Treffen, aber es gibt Briefe, die vielleicht etwas vom Charakter dieser Treffen vermitteln können.

So lässt Lewis zum Beispiel in *Perelandra* seinen Protagonisten Ransom auf dem Planeten Venus auf eine Frau mit grüner Hautfarbe treffen. Nach Lektüre des Buches schreibt die Krimi-Autorin Dorothy Sayers (die gewissermaßen zum erweiterten Kreis der Inklings gehörte) an Lewis, weil sie die *Haarfarbe* der grünen Frau wissen will. Lewis schreibt zurück, er habe Ransom gefragt (gemäß der Rahmenhandlung des Buches war er ja mit Ransom befreundet), und der habe geantwortet: „O, sie war wunderbar.“ Daraufhin habe er, Lewis, noch einmal nachgehakt: „Ja, aber welche Farbe?“ „Farbe? Keine Ahnung: Normal, würde ich sagen.“ Darauf Lewis erneut: „Aber doch sicher nicht oben auf einem grünen Körper?“ Ransom: „Ah, ich verstehe. Aber ich weiß es wirklich nicht: Ich erinnere mich *nie* an die Haarfarbe einer Frau. Warum willst du das überhaupt wissen?“ Lewis: „Es hat mich jemand danach gefragt.“ Darauf Ransom: „Jede Wette, das war eine Frau.“ Dabei sei es dann aber geblieben. Doch Ransom, so schließt Lewis, habe sich an die Augen der Dame erinnern können: Sie waren violett.

Fast 30 Jahre arbeitete Lewis dann als Tutor im Bereich der Literatur des Mittelalters und der Renaissance, erst 1954 bot ihm die Konkurrenz-Uni Cambridge eine Professur in seinem Fachbereich an, die er bis kurz vor seinem Tod inne hatte. 1957 heiratete er Joy Gresham (geb. Davidman), eine geschiedene amerikanische Jüdin, die unter anderem durch den Einfluss seiner Bücher vom Marxismus zum christlichen Glauben gekommen war und nun mit Knochenkrebs auf dem Sterbebett lag. Wie durch ein Wunder besserte sich ihr Zustand noch einmal und das Paar konnte noch drei glückliche Jahre miteinander verbringen, bevor der Krebs zurückkehrte und Joy starb. Diese Geschichte wurde unter dem Titel *Shadowlands* zweimal verfilmt, erst fürs britische Fernsehen und dann 1994 von Sir Richard Attenborough, mit Anthony Hopkins in der Rolle von C. S. Lewis.

Lewis war also von Haus aus Literaturwissenschaftler. Das heißt: Seine philosophischen und theologischen Schriften verfasste er, ebenso wie seine Romane und Kinderbücher, in der Freizeit. Das wird oft übersehen, weil er heute weit weniger als Literaturwissenschaftler wahrgenommen wird denn als Literat oder Apologet. Er sah aber in den 1940er Jahren seine Aufgabe (= Berufung) als Christ darin, einem überwiegend nicht akademisch gebildeten Publikum den christlichen Glauben nahe zu bringen, und zwar in einer Sprache, die von diesem auch verstanden werden konnte. Lewis betätigte sich also als ein *Übersetzer* der zentralen Aussagen des christlichen Glaubens in die Sprache und das Denken der Zeit – um seinen Mitmenschen zu erklären,

wie es möglich sei, sich in einer modernen, aufgeklärten Welt weiterhin redlich als Christ zu bekennen.

Auch in Deutschland wurde er übrigens nach dem 2. Weltkrieg viel gelesen. Der Philosoph Nikolaus Lobkowitz (Jahrgang 1931) berichtet, Lewis' Schriften hätten das Denken seiner Generation „geprägt wie sonst nur jene von Romano Guardini, Hans Urs von Balthasar oder Henri de Lubac.“ Und Ida Friederike Görres nennt ihn sogar ihren „Privat-Kirchenvater.“

Dabei verzichtete Lewis ganz bewusst auf die Diskussion ökumenischer Streitfragen – aus der Überzeugung heraus, dass solche Fragen für Menschen, die nicht bereits Christen sind, der grundsätzlichen Entscheidung für Christus nachgeordnet sind. Und er beantwortete persönlich jeden der unzähligen Briefe, in denen Leserinnen und Leser ihm Fragen zum Glauben stellten oder ihn um Rat in schwierigen Situationen fragten. In späteren Jahren plante Lewis jeden Tag eine Stunde für die Beantwortung dieser Briefe ein. Dabei fand er zu seiner Zeit in England bereits eine Situation vor, wie wir sie bei uns in Deutschland auf breiter Ebene wohl erst nach dem 2. Weltkrieg erlebt haben: Das Wissen über den christlichen Glauben hatte so weit abgenommen, dass die Leute selbst die grundlegendsten Dinge nicht mehr wussten.

In einem Brief schildert er ein Beispiel für diese Unwissenheit: Sein Bruder fuhr eines Tages im Advent mit dem Bus an einer Kirche vorbei, vor der man eine Krippe aufgebaut hatte. Dabei hörte er, wie eine Mitfahrerin zu ihrer Nachbarin sagte: „Mein Gott, diese Christen drängen ihre Religion aber auch wirklich in alles rein – jetzt sogar schon in Weihnachten!“ Lewis hatte bei seinen vielen Vorträgen aber auch die Erfahrung gemacht, dass ein Großteil des Widerstands gegen den Glauben ein *Sprachproblem* war: Viele Menschen verstanden die Sprache von Theologie und Kirche einfach nicht mehr. Um gegen dieses Problem anzugehen, hielt er es für dringend erforderlich, dass in der Verkündigung Tätige die Sprache ihrer Zuhörer erlernen. Angehenden Theologen diktierte er deshalb Vokabel-Listen mit theologischen Fachausdrücken – und einer weiteren Spalte, in der stand, was ihre Zuhörer darunter verstanden.

Die unbefleckte Empfängnis Mariens (das wissen Sie vielleicht, das war aber offenbar damals schon so) bedeutet z.B. für nahezu alle nicht theologisch Gebildeten – die Jungfrauengeburt. Und „Dogma“ hieß nach Lewis' Erfahrung in der Sprache der meisten seiner Zeitgenossen: „unbewiesene Behauptung, die in arroganter Weise vorgetragen wird“. Lewis war deshalb der Meinung, zu jedem theologischen Abschlussexamen müsse eine *Übersetzungsaufgabe* gehören, und zwar die Übersetzung eines Abschnitts aus einem theologischen Werk in die Umgangssprache. Wer diese Aufgabe nicht besteht, bei dem hielt er es für besser, wenn er das ganze Examen nicht besteht. Denn – so seine Begründung – wer nicht in der Lage ist, das, was er glaubt, in Umgangssprache auszudrücken, bei dem gibt es nur zwei Möglichkeiten: Entweder er hat seinen eigenen Glauben nicht *verstanden* oder er *glaubt selbst nicht*, was er da sagt. Lewis selbst verweist übrigens immer wieder auf seinen Status als theologischer Laie und zeigt sich offen für eine Korrektur durch theologische Fachleute oder (gerade in Fragen der Ethik bzw. der christlichen Lebensführung) durch bessere Menschen bzw. bessere Christen.

Damit komme ich zu einem weiteren Thema, das Lewis nach meiner Ansicht heute noch interessant machen könnte: Er musste sich selbst erst von der Wahrheit jenes Glaubens überzeugen, den er später an seine Zuhörer und Leser weiterzugeben versuchte. Anglikanisch getauft, hatte Lewis als Jugendlicher die Reste seines einstigen Kinderglaubens abgetan und war Atheist geworden. Während des Studiums stellte er aber bald fest, dass sich seine bisherige Position eines materialistischen Atheismus nicht halten ließ. Er wandte sich dem Deutschen Idealismus zu, und zwar in der Form der pantheistischen Interpretation Hegels, wie sie in Oxford zu Beginn des 20. Jahrhunderts gelehrt wurde. Diese pantheistische Philosophie stellte ihn, so berichtet Lewis später, dabei *intellektuell* durchaus zufrieden. Trotzdem sah er sich nach einiger Zeit gezwungen, sie wieder aufzugeben – als er nämlich feststellte, dass er diese Philosophie nicht zu *leben* vermochte.

Der Pan-Theismus ist ja bekanntlich der Ansicht, dass alles, was ist, gleichermaßen eine Erscheinungsform des Göttlichen ist. Auch alles, was man selbst als Person tut oder denkt, ist immer ein Tun des Göttlichen: Für sich allein, losgelöst von Gott, ist man nichts. Nicht möglich war es daher nach Lewis' Überzeugung, mit einem Gott, der *alles ist*, was existiert (also auch man selbst), in *Beziehung* zu treten: Das wäre so, als würde man versuchen, die eigenen Augen herauszunehmen, um sie sich von außen anzusehen. Trotzdem, so stellte Lewis fest, endeten sämtliche Versuche, diese Position einzunehmen und ihr gemäß zu handeln, in dem Wunsch, Gott *um Hilfe zu bitten*: Er verspürte das Bedürfnis, zu Gott zu *beten*. 1930 sah er, durch diese Erfahrung gezwungen, nur noch einen Weg: Er akzeptierte, dass Gott kein a-personales geistiges Prinzip war, das gleichermaßen alles Seiende durchwaltet, und auch kein bloßes transzendetales Ich, das hinter allen Erscheinungen steht. Sondern dieser Gott war eine *lebendige, handelnde Person*: Gott hatte mit der Schöpfung von Welt und Mensch etwas hervorgebracht, das nicht Er selbst ist, mit dem er aber eine Beziehung, mit dem er *in Dialog treten* will. Diese Erfahrung eines personalen Gottes kam, so berichtet Lewis später, für ihn einem Schock gleich. Gott als ein lebendiges Gegenüber zu erkennen war für ihn also keine Wunscherfüllung, sondern das glatte Gegenteil:

„Ein ‚unpersönlicher‘ Gott – schön und gut. Ein subjektiver Gott der Schönheit, Wahrheit und Güte in unsern eigenen Köpfen – noch besser. Eine gestaltlose Lebenskraft, die uns durchwaltet, eine ungeheure Macht, die wir anzapfen können – am besten von allem. Aber Gott selbst, der lebendige, der am andern Ende der Schnur zieht, der sich vielleicht mit ungeheurer Geschwindigkeit nähert, der Jäger, König, Bräutigam – das ist eine völlig andere Sache. [...] Angenommen, wir hätten ihn wirklich gefunden? *Dazu* wollten wir es doch nie kommen lassen! Schlimmer noch: Angenommen, er hätte uns gefunden?“

Aber wenn das die Wahrheit war – wenn Gott also tatsächlich eine lebendige, handelnde Person war – dann musste man sich dem stellen und sein Leben danach ausrichten. Fortan vertrat Lewis ein *personales* Gottesbild, wie es Judentum, Christentum und Islam gemeinsam ist. Auch das war aber noch nicht der Endpunkt seiner gedanklichen Entwicklung. Deren Schlusspunkt erreichte er erst Ende 1931, als er sich auch dem historischen Anspruch der Evangelien nicht mehr entziehen konnte. Lewis war ja Literaturwissenschaftler, d.h. er verfügte nicht nur über eine breite Kenntnis der Literatur des gesamten Abendlandes, sondern er arbeitete auch mit der historisch-

kritischen Methode (also mit jener Methode, mit der die moderne Bibelwissenschaft die biblischen Texte auslegt). Nun stellte er mit Erstaunen fest: Die Evangelien berichten von Ereignissen, die im Kern (nicht unbedingt in jedem Detail) tatsächlich *historisch stattgefunden* haben. Und egal, was die zeitgenössische Religionskritik behauptete: In ihrer nahezu schmucklosen Form der Darstellung unterscheiden sich diese Texte wesentlich von den Texten der antiken Mythologie. Doch das, was in ihnen als geschichtliche Ereignisse präsentiert wird, ist eines *der* Themen der großen Mythen: Überall in der Mythologie finden sich Gottheiten, die sterben und zu neuem Leben auferstehen – Adonis, Osiris, Balder, oder wie sie auch heißen.

Der Gedanke, dass sich das Göttliche selbst opfert, um der Welt neues Leben zu schenken, ist also in beiden Fällen (Evangelien und Mythen) derselbe. Und es ist ein *ungeheurerlicher* Gedanke, der jeden, der begreift, was er da liest oder hört, mit Ehrfurcht und Staunen erfüllen müsste. Eben diese Fähigkeit, einen tief im Innersten zu bewegen, ist für Lewis die besondere Qualität des Mythischen: Geschichten mit dem Charakter des Mythischen können einem Erfahrungen von einer solchen Sinnhaftigkeit vermitteln, dass einem dadurch unter Umständen die ganze Welt in einem neuen Licht erscheint. Erfahrungen einer tiefen Sinnhaftigkeit – ja. Aber sind sie deshalb auch *wahr*? Gibt es diesen Sinn deshalb auch wirklich? Oder bildet man sich das nur ein? Diese Frage muss bei Mythen, soweit es sich um Dichtungen von Menschen handelt, offen bleiben.

Anders, und das war nun Lewis' Entdeckung, ist es bei den Evangelien. Ein langes nächtliches Gespräch mit zwei Freunden – der eine war übrigens Tolkien – brachte ihn im Herbst 1931 zu der Überzeugung: Die Evangelien erzählen keine bloß *von Menschen erdachte* Geschichte von einem sich irgendwann und irgendwo vollziehenden (oder sich jährlich wiederholenden) Sterben und Auferstehen eines Gottes. Sondern sie berichten von etwas, das tatsächlich *historisch stattgefunden* hat. Der Mythos vom sterbenden Gott, so formuliert Lewis es später, kam herab vom Himmel der Mythologie auf den Erdboden der Geschichte. Aber dadurch, dass man es bei dem, wovon die Evangelien berichten, mit realen historischen Ereignissen zu tun hat, verlieren diese Ereignisse nicht ihren weltumspannenden Sinn. Im Gegenteil: In ihnen zeigt sich, worum es in der Menschheitsgeschichte eigentlich geht. In Jesus von Nazareth wurde Gott selbst Mensch, hat für die Menschen Leiden und Tod auf sich genommen und ihnen dadurch den tiefsten Sinn ihres Lebens geoffenbart. Dieser Gedanke, der Lewis zur Anerkennung des Christentums führte, wird übrigens auch von Joseph Ratzinger/Papst Benedikt XVI. zitiert, und zwar im ersten Teil seines Jesus-Buches. Lewis kehrte zum anglikanischen Glauben seiner Kindheit zurück – sehr zur Enttäuschung Tolkiens, der es gerne gesehen hätte, wenn Lewis katholisch geworden wäre.

Warum erzähle ich Ihnen das alles? Weil der Glaube an Christus für Lewis erst am Ende eines langen Denk-Weges stand. Das heißt, Lewis beschritt diesen Weg nicht unter der Annahme, der christliche Glaube sei *wahr*, sondern unter der Annahme, er sei *falsch*: Er kam selbst erst schrittweise zu der Überzeugung, sich darin geirrt zu haben. Für ihn als bekehrten Skeptiker war es

darum *evident*, dass man als Christ im Gespräch mit Nichtgläubigen nicht bereits die Wahrheit des Glaubens in Anspruch nehmen kann. Dann muss es möglich sein, einem aufrichtig fragenden Menschen auf eine *für ihn einsehbare Weise* aufzuzeigen, dass seine Frage nach der Wahrheit im Glauben an Christus eine Antwort erhält. *Ihn* hatte das skeptische Fragen nach der Wahrheit dazu gebracht, den christlichen Glauben anzuerkennen, und diese Erkenntnis war es, die er an seine Leser weiterzugeben versuchte. Ich meine: Den Skeptikern von heute ein solches Gespräch über die Vernunft des Glaubens anzubieten, ist auch heute noch eine zentrale Aufgabe der Theologie. Und darin kann C. S. Lewis uns nach wie vor ein Vorbild sein.

Aus seinem Weg zum Glauben erklärt sich auch Lewis' Sicht des Verhältnisses des Christentums zu den anderen Religionen. Für ihn, der sich dem Christentum erst nach und nach *von außen* genähert hatte – der Balder *vor* Christus geliebt hatte und Platon *vor* Augustinus – war klar, dass das Christentum unmöglich das *alleinige* Monopol auf die Wahrheit haben kann. Nein, das Christentum war keineswegs etwas *völlig* anderes als das, was ihm die Philosophie und das Hören auf die religiösen Erfahrungen der Menschheit bisher gesagt hatten. Sondern Lewis fand in ihm etwas, das dem Bewusstsein der Menschheit nie ganz fern gewesen war, was aber erst im christlichen Glauben seinen Zielpunkt, seine historische Konkretisierung und seine philosophische Klärung fand. Für ihn als bekehrten Heiden wäre es daher ein gravierendes Argument *gegen* das Christentum, wenn es hier überhaupt keine Parallelen zu den anderen Religionen geben würde. Lewis formuliert pointiert: Er könnte ganz sicher nicht an das Christentum glauben, wenn das bedeuten würde, sagen zu müssen, dass von den 1000 Religionen in der Welt 999 purer Unsinn sind und nur die eine glücklicherweise wahr.

Diese Hochschätzung von Elementen der Wahrheit in den anderen Religionen ist auch der Grund, weshalb er immer wieder betont: Das, was die ernsthaft Glaubenden aller Konfessionen und Religionen miteinander verbindet, ist wesentlich *grundlegender* als das, was sie voneinander trennt. In einer anderen Formulierung von Lewis: In der Welt des Geistes treffen sich die Länder nicht an ihren *Rändern*, sondern in ihrem *Zentrum*. Deshalb sind die ernsthaft Glaubenden der verschiedenen Religionen (und auch der christlichen Konfessionen) *einander wesentlich näher* als den lauen, halbherzigen oder fundamentalistischen Vertretern selbst ihrer eigenen Religion oder Konfession. Ich meine, an dieser Überzeugung sollten wir heute unbedingt festhalten, gerade in diesen schlimmen Zeiten, in denen die hässliche, fanatische, gewalttätige Fratze missbrauchter Religion nur allzu gegenwärtig ist.

Dass dies keinen Verzicht auf die Wahrheitsfrage darstellt (dass das nicht heißen soll, es wäre *völlig egal*, an welche Religion man glaubt) versteht sich dabei für Lewis von selbst: Das Zentrum der geistigen Welt ist keineswegs überall und nirgends, sondern es ist ein ganz konkreter Ort, ja es hat sogar einen Namen: Jesus Christus, der das fleischgewordene göttliche Wort *ist*. Deshalb sind für ihn auch jene, die ihrer eigenen Religion aufrichtig und mit lauterem Herzen folgen, Christus nahe, ob sie das wissen oder nicht. In einer seiner Narnia-Geschichten illustriert Lewis das an einer Figur mit Namen *Emeth* (= hebr. für Wahrheit, Wahrhaftigkeit). Emeth glaubt an

Tash, den heidnischen Gott seines Volkes. Und er versucht mit ganzer Kraft, zu leben, was er als wahr und gut erkannt hat, selbst dort, wo es für ihn unbequem und mit Nachteilen verbunden ist. Aslan, die Christus-Figur Narnias, hingegen lehnt er ab, weil er über ihn bisher nur Negatives gehört hat. Nach seinem Tod findet er sich dann aber Auge in Auge mit Aslan, und ein Blick auf diesen genügt, um seinen Irrtum zu erkennen. Emeth fällt deshalb vor Aslan auf die Knie, anerkennt ihn als den wahren Gott und Herrscher Narnias und erwartet sein Urteil. Da er sein Leben lang dem falschen Gott gedient hat, rechnet er damit, mit der ewigen Verdammnis bestraft zu werden. Aslan anerkennt jedoch all das, was an Emeths Dienst seinem Gott gegenüber wahr und gut war, als Dienst an ihm selbst und nimmt ihn auf in sein Reich. Mir scheint das, was Lewis an der Figur des Emeth illustriert, kommt auch dem recht nahe, was Karl Rahner „anonymes Christentum“ genannt hat: Aller Dienst an der Wahrheit – alles Bemühen, das zu tun, was man als gut und richtig erkannt hat – ist *immer* Dienst an Christus.

2) Lewis' kritische Auseinandersetzung mit dem Denken der Moderne

Die Auseinandersetzung mit dem philosophischen und naturwissenschaftlichen Denken der Moderne, wie sie in der Katholischen Theologie durch Leute wie Rahner, Guardini, Balthasar und de Lubac angestoßen wurde, ist, so meine ich, auch heute noch unerlässlich. Denn auch wenn diese Epoche inzwischen bereits allseits zu Grabe getragen wird (wir leben ja bereits in der *Post-Moderne*): Überwunden sind die Einseitigkeiten, Irrtümer und Vorurteile der Moderne gegenüber dem christlichen Glauben deshalb noch lange nicht. Eine kritische Auseinandersetzung mit dem Denken der Moderne ist aber für C. S. Lewis ganz wesentlich: Viele Vorurteile seiner Zeit musste er selbst erst hinter sich lassen, bevor er zum Glauben an Christus kommen konnte. Lewis will die skeptische Haltung seiner Leser daher auch keineswegs *reduzieren*, ganz im Gegenteil. Er schreibt:

„In einem bestimmten Sinn ist es Agnostizismus, was ich Ihnen predige. Ich will das skeptische Element in Ihrem Geist keineswegs verringern. Ich schlage nur vor, dass dieses nicht ausschließlich dem Neuen Testament und den Glaubensbekenntnissen vorbehalten bleibt. Versuchen Sie einmal, etwas anderes anzuzweifeln.“

Entsprechend findet sich bei Lewis die Auseinandersetzung mit vielen Ansichten seiner Zeit, die den christlichen Glauben überholt erscheinen ließen, aber nur selten ihrerseits kritisch auf ihre Geltung geprüft wurden, z.B. die Annahme, der Fortschritt der Naturwissenschaften habe erbracht, dass Wunder grundsätzlich nicht möglich sind. Nur, wenn man zeigen kann, dass diese und ähnliche für den Glauben problematische Auffassungen weder philosophisch noch naturwissenschaftlich begründet sind, hält Lewis es für möglich, sich weiter intellektuell redlich als Christ zu bekennen.

Dass dies zu seiner Zeit von vielen Leuten kaum mehr ernsthaft in Betracht gezogen wurde, dokumentiert eine 1947 im *Time Magazine* über ihn veröffentlichte Titelgeschichte. Hier wird Lewis als ein „Häretiker unter den Intellektuellen“ vorgestellt – als ein Intellektueller, der an

Gott glaubt. Das war Lewis wohl tatsächlich, nämlich ein Häretiker auch unter den Intellektuellen seiner akademischen Heimat Oxford. So war z.B. sein eigenes Magdalen College eine Hochburg des (Neo-)Positivismus: Hier hatte Gilbert Ryle seinen Lehrstuhl, einer *der* analytischen Philosophen seiner Zeit.

Die analytische Philosophie hielt sich an das sogenannte „Verifikationsprinzip“, d.h. Aussagen, die nicht mit den Mitteln der empirischen Wissenschaften auf ihren Wahrheitsgehalt überprüft werden können, galten von vorneherein als sinnlos. Das galt nach ihrer Auffassung auch für die gesamte Metaphysik und Theologie. Den meisten seiner Oxforder Kollegen waren Lewis' populäre Bücher zu theologischen Themen daher ziemlich peinlich, und erst recht schüttelten sie den Kopf, als er dann auch noch anfing, religiöse Fantasy für Kinder zu schreiben. Lewis selbst nahm diese Ablehnung mit Humor und auch mit einer Prise Selbstironie. Das zeigt z.B. seine Antwort auf einen Brief, den er 1944 von der amerikanischen *Society for the Prevention of Progress* erhielt. In dem (offenbar recht amüsanten) Schreiben dieser *Vereinigung zur Verhinderung des Fortschritts* wurde ihm die Mitgliedschaft angeboten und man forderte ihn auf, seine Referenzen vorzulegen. Lewis schrieb postwendend zurück:

„Sehr geehrte Damen und Herren, auch wenn ich mich als ein *geborenes* Mitglied Ihrer Society betrachte, ist es für mich eine große Ehre, nun auch das äußere Siegel der Mitgliedschaft zu erhalten. Ich hoffe, Ihnen durch beständige Orthodoxie und das unablässige Praktizieren von Reaktion, Obstruktion und Stagnation keinen Anlass zu geben, Ihre Gunst zu bereuen. Mit regressiven Grüßen, Ihr C. S. Lewis“

Als Referenz fügte er sein Buch *Die Abschaffung des Menschen* bei – ein Werk, das nach Ansicht von Robert Spaemann all das enthält, was auch die *Dialektik der Aufklärung* zu sagen versucht hat und das auch von Hans Jonas und Jürgen Habermas zitiert wird. Frau Gerl-Falkovitz wird, so nehme ich an, zu dem Buch ja auch noch etwas sagen. Dieses Wissen um seine Außenseiterposition in der akademischen Welt Oxfords hielt Lewis aber keineswegs davon ab, seine Position auch an der Universität öffentlich zu vertreten. Das zeigt nicht zuletzt sein Engagement im *Oxford University Socratic Club*. Der *Socratic Club* war 1941 gegründet worden, um dem Gespräch zwischen Christen und Nichtchristen ein öffentliches Forum zu bieten: Man lud im wöchentlichen Wechsel einen Vertreter und einen Gegner des christlichen Glaubens ein, ein Referat zur Darstellung der eigenen Position zu halten. Die Referenten sollten dabei nach Möglichkeit Experten in ihrem eigenen Gebiet sein: Philosophen, Theologen, Literaten oder Naturwissenschaftler. Darauf antwortete jeweils ein Vertreter der Gegenseite. Es schloss sich eine offene Diskussion an, die unter der platonischen Maxime stand: „Follow the argument wherever it leads“ – „Folge dem Argument bzw. dem Gang der Argumentation, wohin er auch führen mag.“ Hier sollten also wirklich nur die Gründe und Argumente zählen, egal, wer sie vortrug.

Lewis fungierte von 1941 bis 1954 als Präsident des *Socratic Club* und war die zentrale Figur in der Diskussion, auch gehörte er regelmäßig selbst zu den Referenten. Hier stellten sich unter anderem der Diskussion: G. E. M. Anscombe, John Langshaw Austin, A. J. Ayer, Konrad Lorenz, Gabriel Marcel, Gilbert Ryle und Dorothy Sayers. Dieser Club war dabei auch so etwas

wie eine Zelle des Widerstandes gegen die Vorherrschaft der analytischen Philosophie in England: Um die Mitte des 20. Jh. schien es, als habe diese Philosophie mit ihren logischen Analysen nicht nur die klassische Metaphysik als reine Sprachverwirrung entlarvt, sondern den Geist des Menschen dabei gleich mit abgeschafft: Nach dem Erscheinen von Ryles Buch *The Concept of Mind* (dt. „Der Begriff des Geistes“) gab es, so berichtet Peter Bieri in seiner klassischen Einführung in die analytische Philosophie des Geistes, für über 10 Jahre keine Theorien des Geistes mehr. Ganz vollständig war der Sieg der analytischen Philosophie aber offenbar nicht, das gibt auch A. J. Ayer, der philosophisch nicht weniger konsequente Schüler Ryles, in seinen Memoiren zu: *Nicht ganz* England war von den analytischen Philosophen besetzt. Nein, ein kleiner, von unbeugsamen Christen gegründeter Debattierclub in Oxford hörte nicht auf, der neuen Philosophie Widerstand zu leisten: Der *Socratic Club* mit C. S. Lewis als Präsident. Dabei weist Lewis darauf hin, bereits David Hume, der Vater des Empirismus, habe bemerkt, die von ihm propagierte Weltsicht sei nur mittels Ablenkung durch das Spielen von Backgammon zu ertragen. Deshalb ermuntert Lewis seine Leser, nach einer Alternative zu einer solchen Weltsicht zu suchen:

„Sollte es irgendwo eine Alternative zu einer Philosophie geben, die nur durch wiederholte (und vermutlich steigende) Dosen Backgammon ertragen werden kann, so wären die meisten Menschen wohl froh, von ihr zu hören.“

Aus den Argumenten, die Lewis für eine solche alternative Weltsicht vorbringt, kann ich jetzt nur eins herausgreifen und Ihnen genauer vorstellen. Lewis sah einen entscheidenden Punkt, weshalb es der christliche Glaube schwer hat, mit seinem Wahrheitsanspruch noch Gehör zu finden, im naturwissenschaftlich-technischen Weltzugriff der Moderne. Diese Fokussierung auf das naturwissenschaftlich Erfassbare, im Experiment Überprüfbar und in Formeln Beschreibbar hatte zu Folge, dass sich viele Menschen heute nur noch für das Entstehen einer Sache auf der Ebene des Kausalen interessieren. Für die Naturwissenschaft genügt es schließlich, eine vollständige kausale Beschreibung des Zustandekommens einer Sache liefern zu können, um sie als „erklärt“ zu betrachten: Weitere, darüber hinausgehende Fragen stellt sie nicht. Und dies gilt erst recht, wenn man den technischen Aspekt in den Mittelpunkt des Interesses rückt: Eine Sache kennen, so schreibt bereits Thomas Hobbes, heißt, zu wissen, was man mit ihr *machen* kann, wenn man sie hat. Nimmt man *diese* Haltung ein, geraten darüber hinausgehende Fragen nach Person und Freiheit sowie Sinn, Wert und Wahrheit einer Sache völlig aus dem Blick.

Nun könnte man sagen: Na und? Diese Fragen nach Sinn, Wert und Wahrheit sind eben keine naturwissenschaftlichen Fragen. Wo ist das Problem? Nun, zu einem Problem kommt es genau dann, wenn man *alles* auf diese Weise zu erklären versucht, auch wenn es um die Frage der *Wahrheit* menschlicher Überzeugungen geht. Denn als Denkender bin ich selbst subjektiv davon überzeugt, dass es die Anerkennung von *Gründen* ist, die mich dazu bringt, eine bestimmte Überzeugung zu vertreten, d.h. etwas als wahr oder falsch anzuerkennen, oder es als moralisch gut oder schlecht zu betrachten. Doch diese Gründe selbst, also etwa die Gesetze der Logik, tauchen in der objektiv-wissenschaftlichen Beschreibung meines Denkvorganges *von außen* nirgends

auf.

So könnte ich zum Beispiel eine Professorin der Philosophie bitten, sich von einem Neurophysiologen mit der neuesten Technik verkabeln und in den Computer-Tomographen schieben zu lassen, während sie über die Philosophie Edith Steins nachdenkt. Dann würde der Neurophysiologe mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit in einigen Hirnregionen eine erhöhte Aktivität feststellen: Er würde neuronale Erregungsmuster beobachten, die Entstehung neuer Verbindungen zwischen einzelnen Hirnregionen etc. Aber er würde nichts finden, das auch nur im Ansatz einem *intentionalen Akt* oder einem *Akt der Einfühlung* ähnelt. Heißt das, dass diese Dinge auch keinerlei Einfluss haben auf das Zustandekommen der Überzeugungen unserer Philosophin? Zumindest, so stellt Lewis fest, werden die Ergebnisse solcher Forschungen faktisch oft als Argumente gegen die Wahrheit des christlichen Glaubens ins Feld geführt. Zu seiner Zeit waren es vor allem die Anhänger von Freud und Marx sowie die Vertreter der Philosophie des Naturalismus, die behaupteten, sie könnten die wahren (d.h. wissenschaftlichen) Gründe für das Entstehen der rein illusionären Ideen von Gott, Freiheit und moralischer Verantwortung des Menschen liefern. Heute denkt man an Leute wie den bereits genannten Richard Dawkins, der für sein Buch *Der Gotteswahn*, eine unverblühte Kampferklärung an die Religion, sogar eine Auszeichnung als Wissenschaftsbuch des Jahres 2008 erhielt. Oder an den Frankfurter Hirnforscher Wolf Singer, der vor ein paar Jahren öffentlich forderte, wir sollten endlich aufhören, von Freiheit zu reden, weil erwiesen sei, dass die neuronalen Verschaltungen des Gehirns den Menschen in seinem Verhalten vollkommen festlegen.

Wo man eine solche Haltung einnimmt, so konstatiert Lewis bereits 1943, ist der Mensch *als Mensch* abgeschafft. Das Buch *Die Abschaffung des Menschen* habe ich ja bereits erwähnt, diese Formulierung könnten Sie aber auch schon einmal aus dem Mund von Papst Benedikt vernommen haben. Was lässt sich darauf erwidern? Lewis knüpft an bei der gerade geschilderten Unterschiedlichkeit der beiden Sichtweisen auf den Menschen, der naturwissenschaftlich-kausalen Betrachtung *von außen* und der subjektiven Erfahrung rationalen Denkens *von innen*. Einerseits, so erklärt Lewis, stehen Naturereignisse als physikalische Ereignisse im Verhältnis von *Ursache* und *Wirkung* zueinander und folgen auseinander gemäß den Naturgesetzen. Und dies gilt selbstverständlich auch für die Abläufe im Gehirn unseres geschätzten Theologen während seines Nachdenkens in der Röhre. Doch die Gültigkeit seines Denkens ist durch das Verhältnis von *Grund* und *Folge* bestimmt: Allein der Akt der Anerkennung rationaler Gründe *als Gründe*, nicht aber eine bloß *physische* oder *psychische* Verbindung seiner Gedanken, qualifiziert sein Denken als Einsicht in die Wahrheit eines Sachverhaltes.

Viele (freilich nicht alle) Vertreter der Philosophie des Naturalismus (heute würde man sagen: des wissenschaftlichen Realismus) lassen nun aber das Verhältnis von *Ursache* und *Wirkung* als die einzige Form der Kausalität gelten. Das Geistige wäre damit völlig sekundär gegenüber dem Physischen und würde beim Zustandekommen von Überzeugungen überhaupt keine Rolle spielen. Der bereits genannte Wolf Singer behauptet zum Beispiel, wir könnten gar nicht anders, als

wir hirnpfysiologisch *sind*. Nach seiner Ansicht bilden wir uns also nur ein, wir seien Personen, die zu freier Erkenntnis fähig sind. In Wahrheit gaukelt uns unser Gehirn das nur vor: Tatsächlich bestimmen rein materielle Vorgänge in unserem Gehirn, was wir denken und tun; alles andere ist bloße Illusion.

Lewis würde Singer entgegenhalten, dass das unmöglich stimmen kann, ja, dass Singer damit einen Widerspruch begeht, den er einst als Atheist selbst begangen hatte. Denn, so seine Begründung, wenn die subjektive Überzeugung, man sei durch die Anerkennung rationaler Gründe zur Erkenntnis eines Sachverhaltes gelangt, tatsächlich eine bloße Illusion wäre, so würde das heißen, dass *kein einziger* Gedanke jemals gedacht wird, *weil er wahr* ist. Verantwortlich für das Entstehen sämtlicher Gedanken, die jemals ein Mensch gedacht hat, wären *allein* materielle Ereignisse (kausale Zusammenhänge auf der Ebene von *Ursache* und *Wirkung*) im Gehirn des Denkenden. Was aber ist dann mit Singers These selbst? Er meint, sie sei durch seine Neurowissenschaft zweifelsfrei bewiesen. Doch auch *sie* ist ein gedankliches Konstrukt und muss daher auf prinzipiell *dieselbe* Weise zustande gekommen sein wie alle anderen Gedanken auch.

Nehmen Sie an, unsere Philosophin würde ihren Platz im CT an Prof. Singer abtreten, der nun seinerseits von einem naturalistisch eingestellten Hirnforscher untersucht wird. Was würde dieser dann über das Zustandekommen von *Prof. Singers* Überzeugungen sagen? Er würde sagen, auch Singer sei nicht dadurch zu seiner These gekommen, dass er ihre Wahrheit erkannt hat, sondern weil die materiellen Prozesse in seinem Gehirn ihn unfehlbar dazu gezwungen haben, so und nicht anders zu formulieren. Singer sägt, so könnte man also sagen, mit seiner Behauptung den Ast ab, auf dem er selber sitzt; das allerdings scheint er irgendwie nicht wahrzunehmen. Dasselbe gilt nach Lewis' Ansicht für jede naturalistische Position, die dem Geistigen (also Gründen und Schlussfolgerungen) keinerlei Bedeutung für das Zustandekommen unserer Überzeugungen zuerkennt. Man meint, beweisen zu können, dass kein Beweis je gültig ist: „Es gibt keine Wahrheit“ – wie soll diese Behauptung wahr sein?

Ich will nun nicht behaupten, dass mit einer solchen *reductio ad absurdum* der Naturalismus in all seinen Spielarten widerlegt ist. Lewis selbst ließ sich 1948 in einer Diskussion im *Socratic Club* von der Wittgenstein-Schülerin Elizabeth Anscombe überzeugen, dass nicht allen Formen des Naturalismus dieser Vorwurf des Selbstwiderspruchs gemacht werden kann. Er erweiterte daraufhin sein Argument und sprach nun nicht mehr vom *Selbstwiderspruch* des Naturalismus, sondern von ihrer *Hauptschwierigkeit*. Diese erweiterte Fassung ist nun so komplex, dass ich sie hier nicht mehr vortragen kann. Eine Anmerkung aber noch dazu: Lewis akzeptierte die Einwände Anscombes (das zeigt bereits die Mitschrift der Diskussion im Anschluss an ihr Referat), ja er folgte ihnen bis in ihre letzte logische Konsequenz. Dann aber stellte er fest, dass das Problem des Naturalismus damit nicht gelöst ist, sondern sich nur *verschoben* hat.

Wenn das stimmt, was ist damit erreicht? Trifft das bisher Gesagte zu (was natürlich diskutiert werden kann), dann wäre zumindest sichergestellt, dass der wissenschaftliche Außenblick auf den Menschen *allein* nicht ausreicht. Es wäre also anzuerkennen: Die Innenerfahrung rationalen

Denkens ist der Ausgangspunkt aller – auch der naturwissenschaftlichen – Erkenntnis der Wirklichkeit, in welche philosophische Theorie auch immer man das dann einzupassen versucht. Hat sich damit ein bestimmtes, heute vielfach anzutreffendes Verständnis von wissenschaftlicher Rationalität als zu eng erwiesen, so folgt daraus natürlich noch nicht die Wahrheit des christlichen Glaubens. Aber es ist Platz geschaffen für ein weiteres Nachdenken, das sich von vernünftigen Gründen leiten lässt. Und hierbei lassen sich auch die verschiedenen Philosophien, Religionen und Weltanschauungen auf ihren Anspruch prüfen, das Ganze der Welt zutreffend zu erfassen.

Der Philosoph Helmut Kuhn stellt Lewis deshalb in die Reihe jener Apologeten, die sich zu Beginn des 20. Jh. in Reaktion auf den eingegengten Vernunftbegriff der analytischen Philosophie in England formierte und zu deren Hauptvertretern er G. K. Chesterton, Dorothy Sayers und, als den philosophisch bedeutendsten, C. S. Lewis zählt. Zitat Kuhn: „Es ist vernünftig zu glauben, so lautet die Botschaft; und wir müssen einen unvernünftigen Begriff von Vernunft beiseite räumen, um das einzusehen“. Ich meine, das trifft es ziemlich gut, worum es Lewis mit seinem Engagement im *Socratic Club* ging. Ein solches Forum wie der *Socratic Club* würde, so meine ich, übrigens auch heute jeder theologischen Fakultät gut zu Gesicht stehen. Denn es würde zeigen, dass die Theologie sich nicht in ihren Elfenbeinturm einschließt, sondern dass sie sich als Wissenschaft in den Diskurs mit den anderen Wissenschaften hineinbegibt. Und ein solches Forum würde auch jeder Universität gut zu Gesicht stehen, weil es ein Ausdruck dessen wäre, dass es tatsächlich die Wissenschaft ist, die sie fördert: dass es um Gründe und Argumente geht, egal, von wem sie vorgetragen werden.

3) Die Vernunft des Glaubens im theologischen Denken von C. S. Lewis

Aufgrund des Weges, auf dem Lewis zur Anerkennung des christlichen Glaubens gekommen war, stand für ihn außer Frage: Was immer das philosophische Nachdenken über Gott und Welt herauszufinden vermag, behält auch in der Theologie seine Gültigkeit. Lewis hielt es aber nicht nur für möglich, sondern auch für vernünftig begründbar, dass Erfahrung und Offenbarung das von der Philosophie gezeichnete Bild des Göttlichen positiv mit Inhalt füllen können: In der lebendigen Fülle seines drei-personalen Wesens ist der christliche Gott, der sich in Jesus von Nazareth geschichtlich geoffenbart hat, *mehr* als der Gott der Philosophen, aber keinesfalls weniger, und auch nicht etwas *völlig anderes* als dieser.

Diese Überzeugung kommt auch in Lewis' Interpretation der Inkarnation, der Menschwerdung Gottes in Jesus von Nazareth zum Ausdruck, und hierauf möchte ich abschließend noch eingehen. Der Ausgangspunkt ist nun aber nicht die *theoretische Vernunft*, von der bisher die Rede war, sondern der Vollzug der *praktischen Vernunft* des Menschen als ein Geschehen der Freiheit. Freiheit – Autonomie – Selbstverwirklichung: das sind ja ganz zentrale Begriffe, mit denen das Denken von Aufklärung und Moderne arbeitet (auch Weston führt sie übrigens in *Perelandra* im Mund). An dieser Stelle greift Lewis nun *positiv* auf die Philosophie der Neuzeit zurück. Er steht

der Moderne also nicht nur *kritisch* gegenüber, sondern er greift ihr Denken auch dort auf, wo es nach seiner Ansicht wichtige Einsichten formuliert.

Was aber ist das: Freiheit? Heißt Freiheit, dass ich alles tun und lassen kann, was ich will? Hauptsache, mir redet niemand rein, selbst wenn ich heute das eine und morgen das Gegenteil davon will? Ist das schon alles? In *The Pilgrim's Regress*, Lewis' allegorischer Darstellung seiner eigenen Bekehrungsgeschichte, geht die Figur Vertue (= *Tugend*) fast daran zugrunde, dass er Freiheit zunächst nur in diesem negativen Sinn als „Freiheit von Fremdbestimmung“ versteht. Denn Vertue sieht, dass das zu wenig ist: Wenn ihm frei steht, alles zu tun, was er *will*, woher soll er dann wissen, was er tun *soll*? Ist es dann nicht völlig egal, was er tut? Wenn alles *gleich gültig* ist, ist dann nicht letztlich alles *gleichgültig*, d.h. völlig ohne Sinn?

Doch dann zeigt ihm Mr. Wisdom (der hier für die Philosophie der Aufklärung steht) einen Maßstab, an dem er sich bei seinen Entscheidungen orientieren kann, der aber nicht *von außen* an ihn herangetragen wird und dessen Anerkennung ihn also nicht *unfrei* macht. Dies ist jener Maßstab des Guten, den jeder Mensch als Wesen der Vernunft *in sich selbst* trägt: Es ist die Stimme der *praktischen Vernunft*, die man im eigenen Gewissen vernimmt, die ihm Orientierung im Handeln zu geben vermag. Anders gesagt: Das moralische Gesetz (also das, was bei Kant Imperativ der Sittlichkeit bzw. *kategorischer Imperativ* heißt) gibt man sich als vernünftiges Wesen *selbst*; daher ist man, wenn man ihm folgt, auch nicht fremdbestimmt (*heteronom*), sondern selbstbestimmt (*autonom*).

Als Ursprung der praktischen Vernunft des Menschen bestimmt Lewis in der Auseinandersetzung mit anderen Denkmöglichkeiten einen personalen Gott, der unbedingt gut ist. (Auch für Kant war übrigens wahre Sittlichkeit *letztlich* nur möglich, wenn es Gott gibt.) Aus diesem Ansatz folgt für Lewis: Hätte Gott niemals anders zu uns Menschen gesprochen als durch unser Gewissen, so wären wir gerechtfertigt, die Gebote der praktischen Vernunft als alleinige Richtschnur für unser Handeln zu nehmen. Sollte Gott aber seinen Willen noch *auf andere Weise* kundgetan haben, dann ist es nach seiner Ansicht auch nur *vernünftig*, auf das zu hören, was Gott einem hier über sich und seinen Willen mitgeteilt hat. Anders gesagt: Gott selbst kann uns Menschen durch Offenbarung den Sinn der ethischen Gebote *tiefer* erschließen, als sich dieser unserer praktischen Vernunft allein erschließt.

Nach dem Glauben des Christentums hat Gott sich nun aber in Jesus von Nazareth der Menschheit als er selbst geoffenbart. Daraus ergibt sich für Lewis, dass die Worte und Taten Jesu auch als der letzte Maßstab menschlichen Handelns anzuerkennen sind. In den Erfahrungen des „Du sollst“, ebenso wie in den Aussagen eines jeden großen moralischen Lehrers der Menschheit, spiegelt sich somit für Lewis von Anfang an etwas von jener göttlichen Wirklichkeit, die in ihrer *ganzen Fülle* erst in Christus offenbar werden sollte. Das zeigt sich nach seiner Ansicht auch in Jesu Verhältnis zum jüdischen Gesetz der *Tora*. Jesu Auftrag bestand nicht darin, die *Tora* zu überholen oder gar abzuschaffen: Er kam, um durch sein Leben und Sterben die *Tora* zu *erfüllen*.

Doch Jesus hat das doppelte Gebot der Gottes- und Nächstenliebe auch nicht einfach nur wiederholt, sondern er hat der Menschheit *tiefer erschlossen*, worin dieses Gebot besteht: An seinem Leben und Sterben, so erklärt Lewis, kann seitdem abgelesen werden, wie sich die Liebe Gottes selbst im Leben eines Menschen realisiert. Weil Jesus aber auch wahrer Mensch war, kann an ihm ebenfalls abgelesen werden, was es bedeutet, ein wahrhaft menschliches Leben zu führen.

Von zentraler Bedeutung ist dabei – für C. S. Lewis nicht weniger als z.B. für Hans Urs von Balthasar – der *dramatische* Charakter der Weltgeschichte als ein Geschehen der Freiheit. Denn in einer dramatischen Geschichte steht kein Ereignis für sich allein, lässt sich kein Ereignis losgelöst von den übrigen Ereignissen der Geschichte betrachten: Jede einzelne der am Geschehen beteiligten Personen trägt durch ihre Entscheidungen, durch ihr einmaliges Tun, unwiderruflich zur Gesamtgestalt der Geschichte bei. Und daher kann es auch sein, dass das Tun eines Einzelnen über Gewinn und Verlust, Sieg oder Niederlage, Heil oder Unheil aller am Geschehen Beteiligten entscheidet. Das zeigen Ereignisse wie das Stauffenberg-Attentat auf Hitler, wer mag, kann aber auch an Tolkiens *Herrn der Ringe* denken: Das Schicksal Mittelirdes hängt letztlich an Frodo allein: ob es ihm gelingt, zum Schicksalsberg zu gelangen und den Ring der Macht zu vernichten. Wir finden das aber auch in *Perelandra*.

Das entscheidende, zentrale Ereignis der Geschichte der Menschheit ist aber nach christlicher Überzeugung die *Inkarnation*, die Menschwerdung Gottes in Jesus von Nazareth, sein Leben als Mensch unter Menschen, sein Sterben und seine Auferstehung. Die Inkarnation ist daher so gesehen auch das größte Drama, das je auf Erden stattgefunden hat (*Das größte Drama aller Zeiten*, so heißt auch ein Essay von Dorothy Sayers, den Karl Barth höchstpersönlich ins Deutsche übertragen hat). Nur, wenn man die Inkarnation als ein solches Drama begreift (auch hier ist Balthasar einer Meinung mit Lewis), wird man sie richtig erfassen. Als ein dramatisches Geschehen kann die Inkarnation auch nicht auf eine Formel gebracht oder in abstrakten Lehrsätzen formuliert werden; sie muss – das zeigen die historischen Aussagen des Glaubensbekenntnisses – auch in der Form einer Geschichte präsentiert werden. Dass Gott sich seinen Geschöpfen in der Form konkreter, einmaliger, geschichtlicher Ereignisse geoffenbart hat, um ihnen den Sinn ihres Daseins zu erschließen, ist deshalb für Lewis keine Zumutung für den um Erkenntnis bemühten Menschen. Sondern es ist nach seiner Überzeugung philosophisch nachvollziehbar, warum Gott sich uns in dieser und keiner anderen Weise mitgeteilt hat. Diese Überzeugung hat Lewis dem folgenden Bekenntnis zusammengefasst:

„Die christliche Theologie kann Naturwissenschaft, Kunst, Ethik und die sub-christlichen Religionen in sich aufnehmen. Der wissenschaftliche Standpunkt kann keines dieser Dinge in sich aufnehmen, nicht einmal sich selbst. Ich glaube an das Christentum, wie ich daran glaube, dass die Sonne aufgegangen ist: Nicht nur, weil ich sie sehen kann, sondern weil ich durch sie alles andere sehen kann.“

Den letzten dieser Sätze kann man inzwischen auch in der Londoner Westminster Abbey lesen. Dort gibt es den „Poets' Corner“ (also die Dichter-Ecke) zu Ehren wichtiger britischer Autoren. Lewis wurde dort 2013 zu seinem 50. Todestag mit einer Gedenktafel aufgenommen, und hier

steht dieser Satz nun ebenfalls. Damit soll meine Skizze von C. S. Lewis als Anwalt der Vernunft des Glaubens enden. Sie müssen natürlich nicht mit allem einverstanden sein, was ich Ihnen hier vorgetragen habe – weder mit meiner Darstellung der Position von Lewis noch mit dieser Position selbst. Das heißt, eine kritische Auseinandersetzung mit ihm ist nicht nur legitim, sondern durchaus erwünscht und wäre auch ganz im Sinne von Lewis – solange sie dem sokratischen Motto treu bleibt, das ich Ihnen vorhin zitiert habe: „Folge dem Argument, wohin es auch führen mag.“